

Monika Kopatz

# Der Ruf des Käuzchens



 PRINCIPAL

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-89969-192-4**

Copyright © 2015 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.  
Umschlagbild: © alamos82, Xaver Klaussner - Fotolia.com  
[www.principal.de](http://www.principal.de)

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany

**Monika Kopatz**

**Der Ruf  
des Käuzchens**



**PRINCIPAL VERLAG**

Die Autorin Monika Kopatz ist in Paderborn geboren. Durch den mit Leidenschaft erzählenden Vater wurde bei ihr sehr früh die Liebe zur Literatur geweckt und sie begann zu schreiben. 2003 wurde ihr erstes Buch veröffentlicht. Sie schloss sich der Literaturwerkstatt des Medienzentrums Paderborn an, ebenso dem Frauenforum Kultur der Gleichstellungsstelle Paderborn und dem Literaturzirkel der jungen Literaten: Poetry Slam und Lyriker Lounge. 2009 wurde ihr der Literaturpreis der Stadt Paderborn verliehen.

Den größten Raum in ihrem Leben, neben dem Schreiben und Lesen, nimmt ihre Familie ein. Die Senne und die Förderung benachteiligter Kinder sind für sie eine Herzensangelegenheit. Sie reist viel und liebt die Geselligkeit mit Freunden, die sie gerne bekocht.

Bisher erschienene Bücher:

2003 *Sennesand und Muckefuck*, MuNe Verlag, Paderborn

2004 *In inniger Feindschaft*, MuNe Verlag, Paderborn

2007 *Brief nach Apulien*, House of the Poets, Paderborn-Paris

2009 *Das verschenkte Kind*, House of the Poets, Paderborn-Paris

Es gab zudem viele Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften. Die letzte Oktober 2013, anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Paderborner Literaturforums, erschienen bei Linnemann, Paderborn.

## DANKE

Wie immer wenn ein Roman beendet ist, muss ich mich bei einigen Menschen für ihre Geduld und Liebe bedanken, die mir während der zwei Jahre, die die Schreiberei beanspruchte, nicht verloren ging. Wenn ich die Zuneigung und Wärme beschreiben sollte, die mir meine Familie gibt, so kann ich nur sagen: Die Worte reichen nicht aus.

Meine Freunde sind mir treu geblieben, obwohl sie damit zurechtkommen mussten, dass ich mich oft tagelang einigelte. Auch dafür reicht ein einfaches Danke nicht aus.

Der Passus über die Senne in meinem Roman wäre nicht möglich gewesen ohne die Erzählungen vieler Menschen, die einst dort wohnten. Ich kann hier nicht alle nennen, aber Johannes Buschmeier, Paul Hilker und Walter Fricke muss ich ein besonderes Dankeschön aussprechen.

Außerdem ist da noch Bernd Bauland, der mich immer wieder ermutigt hat, weiterzuschreiben. Ohne ihn wäre dieser Roman nicht entstanden.

Wichtige Einzelheiten habe ich dem Buch *Vom Leben in der Senne, Zeitzeugen berichten* von Ludwig Teichmann entnommen.

Emmas Milieu war mir besonders fremd und ich wusste anfangs nicht, wie ich an Informationen kommen sollte. Doch auch hier kamen plötzlich Hinweise. Ich lernte einen alten Haudegen kennen, der sich anfangs böse über meine ›Sensationslust‹ mokierte. Als er merkte, dass ich ehrlich bemüht war, nur zu wissen, löste sich bei ihm ein nicht einzudämmender Redefluss mit wertvollen Informationen. Er gab mir auch die Möglichkeit mit anderen Menschen zu sprechen. So hatte ich plötzlich eine Fülle von Geschichten. Dafür danke ich allen. Keine dieser Personen wollte namentlich in der Danksagung genannt werden. Doch sobald sie diesen Passus lesen, werden sie ohnehin Bescheid wissen. Ich hoffe nur, alles richtig umgesetzt zu haben.

Handlungen und Personen dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder schon verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Für Bärbel





# 1.

HEUTE

Wir wissen nicht, woher wir kommen. Wir wissen nicht, wohin unser Weg führt. Wir können nicht in unsere Zukunft sehen. Was wissen wir also?

Nichts!

Rosabell aber wusste inzwischen eines mit absoluter Sicherheit: Hass war der ruinöseste Begleiter ihres Lebens. Viele Jahre hatte sie sich an ihn geklammert, als sei er ihr einziges Lebenselixier. Sie hatte viel – und viele – zu hassen. Ein Gefühl, das kaum Platz für etwas anderes ließ. Sie schmiedete Rachepläne gegen ihre Eltern, ihren Zwillingsbruder und den Mann, dem sie erlaubt hatte, in ihr Leben zu kommen, der sie genauso hinterging wie alle anderen.

Die Qualität ihrer Erfahrungen war nicht zu messen. Die Quantität ebenso wenig. Wie können Schmerz und Leid je bemessen werden? Jeder Mensch ist der Ansicht, sein Schicksal sei das schlimmste, sein Schmerz der größte.

Sie sah sich am Rande der Gesellschaft. Alle in ihrem Umfeld glaubten es doch auch, darum würde sie es irgendwann bestätigen. Ihre Rache würde dafür sorgen. Ja, soviel war sicher.

In diesem Gedankenkarussell hatte sie sich bisher stets bewegt. Endlich hatte sie es überwunden, dieses selbstzerstörerische Gefühl. Sie war frei. Sie konnte heute gelassen an die zurückliegenden Ereignisse denken und objektiv den Menschen begegnen. Nicht mehr misstrauisch zurückschrecken, wie sie es fast ihr Leben lang getan hatte.

Jedes Mal wenn Rosabell die Augen schloss, sah sie bis heute die Überraschung auf den Gesichtern ihrer Eltern vor sich, falls sie überhaupt von ihnen wahrgenommen wurde. Dieses Kind da konnte unmöglich ihres sein. Ein kleiner, blonder Pummel, in dieser Familie großer, dunkelhaariger, blendend aussehender Menschen. Wäre es nicht eine Hausgeburt gewesen, hätten ihre Eltern sicher behauptet, sie sei auf der

Babystation vertauscht worden. Zweifel schienen dennoch immer gegenwärtig.

Jedenfalls war Rosabells erste Erinnerung die Ablehnung ihrer Eltern. Robert hatte schon früh seine Vorteile genutzt, ohne genau zu wissen warum, und sie ebenso verächtlich behandelt wie ihre Eltern. Er musste keine Liebe heucheln, da sie ja gar nicht erwartet wurde. Die Eltern unterstützten ihn in seiner Abneigung.

Rosabell erinnerte sich an demütigende Situationen vom Kindergarten an. Sie heulend in irgendeiner Ecke, johlende Kinder um sich herum; Anführer ihr Zwillingbruder Robert.

Das Dilemma zog sich durch die ganze Kinder- und Schulzeit. Rosabell hatte die Schule jahrelang gehasst, mit allem was dazugehörte. Dementsprechend waren ihre Leistungen. Achselzuckend wurden schlechte Noten abgetan. Was konnte man von solch einem Kind schon groß erwarten?

Sie hätte nur ein interessiertes Wort hören mögen; sogar Strafen, die bei anderen Kindern üblich waren, wie sie manchmal mitbekam, hätte sie begrüßt. Nur nicht diese kalte Gleichgültigkeit. Sie bettelte um Liebe bis zur Peinlichkeit.

Wenn sie an ihre gemeinsamen Kindergeburtstage dachte, an denen Robert glücklich strahlend mit Geschenken überhäuft und eingeladenen Kindern umringt wurde, während sie unbeachtet irgendwo herumsaß, wusste sie nie wohin mit ihren Gefühlen. Es war ja nicht so, dass nicht mit ihr gesprochen wurde, aber es war halt kein echtes Interesse vorhanden.

Rosabell verfiel damals auf die Idee, besondere Streiche auszuhecken, die schließlich gefährliche Formen annahmen. Sie ließ sich aus dem ersten Stock des Elternhauses fallen, hatte einen Beckenbruch, wurde im Krankenhaus abgeliefert und nach Monaten wieder abgeholt. In den Wochen dazwischen lagen viele Operationen und große Schmerzen. Ihre Tränen sah niemand, sie war allein. Ihre Familie ließ sich nicht blicken, Freunde auch nicht, weil sie keine hatte. Manchmal kam Rita, Hagens Dienstmädchen, um frische Wäsche und Naschereien zu bringen. Sie setzte sich kurzzeitig an ihr Bett, als brenne der Stuhl, beantwortete eilig Fragen, um

dann, schon im Hinausgehen, nach Rosabells Befinden zu fragen, wartete Antworten gar nicht ab, war weg! Das brachte ihr eine merkwürdige Neugier und mitleidige Blicke des Krankenhauspersonals ein. Man schickte eine Psychologin zu ihr ans Krankenbett – Rosabell schwieg beharrlich. Sie fühlte sich durch deren Besuch noch elender als sonst. Sie ballte die Fäuste und begann zum ersten Mal Rachepläne zu schmieden.

Dennoch startete sie den nächsten Versuch, um Aufmerksamkeit zu erringen. Sie warf sich vor ein Auto, das leider zu langsam fuhr, ihr somit nur ein paar Blessuren, dafür die erste Tracht Prügel ihres Lebens einbrachte, und zwar vom Fahrer, der tief erschrocken seinen Schock an ihr austobte, bis Zuschauer ihm mit einer Anzeige drohten.

Sie dachte nie daran, bei solchen Aktionen sterben zu können, sondern wollte nur ein ganz klein wenig verletzt werden, um sich des Mitleids und der Wahrnehmung ihrer Umwelt, der Eltern und des Bruders zu versichern. Befriedigt registrierte sie die Reaktion des erschrockenen Fahrers.

Als er später in ihrem Elternhaus erschien, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und sich zu entschuldigen, hatte Rosabells Vater, der große Kaufmann Robert Hagen sen., gelacht, ihm leutselig auf die Schulter geklopft und einen edlen Cognac spendiert, wobei er meinte, er müsse sich nicht entschuldigen, es sei ja nichts passiert.

»Das Sorgenkind ist einfach nicht zu bändigen. Eigene Schuld, wenn es verletzt worden wäre. Es ist völlig aus der Art geschlagen. Wir sind absolut ratlos, wie wir es ändern könnten. Wir tun doch alles für das Mädchen!« Damit war die Sache abgetan!

Rosabell hatte mit weißem Gesicht und geballten Fäusten heimlich zugehört. Das Gespräch hatte ihr vor Kummer den Magen umgedreht. Ihr Zwillingbruder, Robert jun., hatte sie dabei erwischt, das brachte ihr die nächste Strafe ein. Lauschen galt als eine Todsünde im Hause Hagen. Diskretion und individuelle Entfaltung waren angeblich heilig. Tatsächlich aber respektierte man ihre Privatsphäre nie. Ihr Zimmer wurde immer ohne anzuklopfen betreten. Die seltene persönliche Post geöffnet, bevor sie ihr ausgehändigt wurde.

Man vermutete, dass sie häufig lauschte, schließlich wurde sie ja von allem ausgeschlossen, dieses war somit ihre einzige Möglichkeit, teilzunehmen und Geheimnisse außer Haus zu tragen, um sich bei Fremden wichtigzumachen, argwöhnten ihre Eltern. Nun wollte man ein Exempel statuieren.

Das von ihr heiß ersehnte Interesse bescherte ihr Entsetzen: Sie wurde bestraft, indem man sie das Wochenende über in einem kleinen, fensterlosen Kellerraum einsperrte, der kaum Beleuchtung bot. Nur Wasser und Brot, eine Matratze, um sich auf dem Fußboden einrichten zu können, zwei Decken und ein Eimer für ihre Notdurft befanden sich darin.

Sie war zwölf damals. Solche Situationen hatte sie schon in Filmen, die von Entführungen handelten, gesehen. Ihre Fantasie ließ sie fiebrig in diese Richtung wandern, denn Angehörige konnten einem Menschen, geschweige dem eigenen Kind, so etwas ja nicht antun. Sie glaubte sich in einem dieser Filme zu befinden, die sie, seitdem sie einen eigenen Fernseher in ihrem Zimmer hatte, neben Soap-Operas geradezu verschlang. Das tote Leben in dem Apparat ersetzte ihr eigenes. Und sie glaubte kritiklos vieles von dem, was ihr da vorgegaukelt wurde. Wie auch nicht? Sie hatte ja keinen Gedankenaustausch mit irgendetwem.

Rosabell schrie, tobte: »Oh, bitte, bitte, liebe Mama! Bitte, lieber Papa! Robert hilf mir! Ich will alles, alles tun, damit ihr mir verzeiht!«

Schließlich schlief sie erschöpft ein – schrie und tobte nach dem Erwachen weiter, bis ihre Stimme heiser versagte. Es war kalt und dunkel, sie glaubte Geräusche von Tieren zu hören. Die Angst kroch über ihren Körper. Sie bekam ihre erste Periode und wurde verdreckt und verschmiert sonntagabends befreit und sich selbst überlassen. Sie ekelte sich vor sich selbst. Nur vage ging ihr auf, was da in ihrem Körper vorging.

Wo bleibt die Polizei?, dachte sie immer wieder. Sie war doch entführt und eingesperrt worden! Da sie nicht eintraf, auch sonst im Hause Hagen alles weiterging, als sei nichts geschehen, begann sie zu stehlen, was ihr in die Hände fiel.

Vornehmlich in Geschäften, in denen die Eltern gut bekannt waren. Und das waren sie ja fast überall in dieser Stadt. Es dauerte lange, bis die Inhaber sich zur Anzeige entschließen konnten. Aber dann kam die Polizei tatsächlich. Und welch ein Triumph: Sie hatte zum ersten Mal wirkliche Aufmerksamkeit erregt. Denn so eine Schande war in der Vergangenheit der Familie niemals vorgekommen, durfte es niemals geben und so sollte es auch bleiben!

Rosabell verschwand für ein paar Jahre in einem Internat, von dem sie klug verschwieg, dass sie sich dort wohlfühlte. Sie hatte zwar keine Freunde, aber dennoch den einen oder anderen Kontakt. Sie war zu scheu und zu misstrauisch, um Freundschaften zulassen zu können. Sie sagte Gott täglich ein Dankgebet, weil ihr Bruder nicht anwesend war.

Jedenfalls waren die drei Jahre, die sie dort verbrachte, die glücklichsten ihres jungen Lebens. Sie lernte zum ersten Mal, ihre schulischen Leistungen waren sehr gut. Sie stand aufrechter, sie hatte seit Langem die Haltung einer zusammengezogenen Kugel, so konnte sie der Welt am besten trotzen oder sich ihr entziehen. Nun streckte sie sich langsam.

Wiederum zuckten die Eltern nur gleichgültig die Schultern. Sie war einfach nicht existent. Ja, wie denn? Sie maß einen Meter fünfundfünfzig. Zwischen den zwei Männern, die mit einem Meter neunzig Hünen waren, und ihrer Mutter mit eins fünfundsiebzig (die natürlich auch sonst absolute Modelmaße vorweisen konnte), war sie die Kleinste. Kleiner war sonst nur das Personal und das zählte nicht. Und sie schon gar nicht! Sie ging zwischen diesen Riesen unter.

Rosabell rätselte weiter: Warum passiert mir das alles? Warum lieben sie mich nicht? Was ist falsch an mir? Warum? Warum? Warum?

Ich könnte ja mal kiffen oder koksen, hatte sie oft gedacht, vielleicht würde ich mich im Rausch größer fühlen, hübscher oder beides. Man hörte ja so allerlei. Es dann doch lieber gelassen, weil sie in den dunklen Ecken der Stadt sah, wohin Abhängig- und Heimatlosigkeit die Elendsgestalten führte. Sie selbst hätte es in eine geschlossene Anstalt gebracht, da

war sie sich sicher. Somit wäre das Vermögen der Familie vor ihr gerettet. Sie hatte zufällig ein Gespräch belauscht, bei dem Robert fragte, wie man es anstellen könne, sie vom Erbe auszuschließen. Schließlich müsse man etwas unternehmen, weil sie ja viel zu dämlich sei, ein Vermögen zu verwalten! Rosabell wusste nicht, wovon er sprach.

Sie konnte ihre Einsamkeit nicht mehr ertragen. Wut, Selbstmitleid und Minderwertigkeitskomplexe nebst Frust fraßen sie auf.

Rosabell war mit sechzehn, nach der mittleren Reife, vom Internat genommen worden.

»Mehr Schule braucht sie nicht, kann sowieso nichts damit anfangen. Wer will sich schon mit so einem ungeschickten Kind befassen. Ich werfe doch kein Geld zum Fenster raus!«, war Vaters Aussage gegenüber ihren mehr als erstaunten und erschütterten Lehrern, die hinter dem Rücken, wütend über ihre Hilflosigkeit, die Fäuste ballten.

Sie wurde von den Eltern zum Dienstmädchen degradiert.

»Das bisschen Saubermachen und Küchendienst wird sie ja wohl schaffen und wir sparen wenigstens eine Putze in diesem großen Haus«, meinte Mutter Alma süffisant lächelnd zu ihren sogenannten Freundinnen.

Rosabell weinte mal wieder vor Wut und Kummer in ihre Kissen. Doch dann kam Emma ins Spiel, Vaters pompöse Tante, über die bisher nur hinter vorgehaltener Hand getuschelt wurde. Dem Himmel sei Dank! Rosabell durchfuhr immer noch ein heißes Glücksgefühl und Liebe, wenn sie an Emma dachte. Die wunderbare, skandalöse Emma.

Als Rosabell ihre eigenen dumpfen Gedanken nicht mehr ertragen konnte, die sich nur im Kreis drehten, überrollte sie das Selbstmitleid. An einem dieser Abende fand eine Festivität im Haus statt. Es war eine dieser Feierlichkeiten, bei denen die Wichtigtuer sich geehrt fühlten, eingeladen worden zu sein, nicht wissend, dass die Hagens nichts ohne Berechnung taten.

Da sich Rosabell wie üblich von allen ausgeschlossen fühl-

te, schlich sie sich aus dem Haus, lief, von verworrenen Gefühlen geleitet, durch die Häuserschluchten. Der Asphalt glänzte vom Regen, der Wind peitschte ihr die nassen Haare ins Gesicht. Blindlings rannte sie stundenlang umher. Ihr Kummer hatte sie nicht auf die Umgebung achten lassen, so war sie in einem Stadtviertel gelandet, das ihr fremd war. Nun begann sie bewusst die Umwelt wahrzunehmen, so weit das bei der Dunkelheit möglich war. Sie wusste nicht, wo sie sich befand. Regen und Wind schienen bis in ihr Mark vorzudringen. Sie fror. An irgendeiner Haustür zu schellen wagte sie nicht. Was waren das für Geräusche? Geheimnisvoll – gefährlich. Wind, Tiere oder Menschen? Sie hatte von Junkies gehört, die für einen Euro Menschen überfielen.

Zu der Kälte gesellte sich nun eine klebrige, über den Körper kriechende Angst. Sie rannte schneller. Plötzlich sah sie eine Gaststätte. Die Leuchtreklame, in grellen Farben, blinkte aufdringlich und wirkte deplatziert in dem Grau der Häuser. ›Emmas Bar‹.

Sie sah einladend und gleichzeitig abschreckend für Rosabell aus. Sie bekam Schweißausbrüche, denn sie konnte unmöglich allein ein Gasthaus betreten. Wenigstens fror sie nun nicht mehr so stark. Aber sie wusste, sie musste aus ihren nassen Klamotten raus. Sie war nicht scharf darauf, eine Lungenentzündung zu bekommen, die würde ihre Situation nur verschlimmern. Ihre Erfahrung hatte gezeigt: Krankheiten brachten ihr nichts, höchstens noch größere Einsamkeit.

Also los! Zitternd betrat sie den Schankraum. Gott sei Dank hatte sie etwas Kleingeld in ihrer Jackentasche. Geld fehlte ihr nie. Und wenn, war es kein Problem. Sie konnte sich ein Taxi bestellen, Hagens hatten schließlich überall Kredit.

Sie drängelte sich in die diffus beleuchtete Bar und hörte angenehme Musik, sah gleichermaßen viele Männer und gut gekleidete Frauen. Einen Moment lang wurde sie neugierig gemustert, dann wendete man sich wieder seinen Gesprächen und Getränken zu. Eine Kneipe wie viele andere auch.

Eine besondere Atmosphäre schien dennoch über allem zu hängen. War es die schmusige Musik, die ihr das Ambiente

etwas schwülstig erscheinen ließ? Woher sollte sie das wissen? Sie kannte ja gar keine Bars. Sie hatte geglaubt, überall sei nur Rock 'n' Roll!

Ihr Frieren bekam Gesellschaft durch dickes Unbehagen. Sie strengte sich an, die neugierigen Blicke und Bemerkungen zu ignorieren, die sie weiterhin spürte, zwängte sich an einen freien Ecktisch und bestellte sich mutig einen Wodka, der wie Feuer ihre Glieder belebte. Plötzlich saß irgendein Mann bei ihr. Es war ihr gleichgültig. Bei seinen Fragen blieb sie stumm, es schien ihn anzustacheln, sich mehr zu bemühen. Seine Hände schob sie immer wieder weg. Letztendlich waren es viele Getränke geworden. Sie war keinen Alkohol gewohnt und ihr wurde schwarz vor Augen.

Sie erwachte in einem gemütlich ausgestatteten Raum: weiches Licht, Bücher, großer Schreibtisch mit elegantem Ledersessel, eine Sitzecke, Sessel und eine Couch, auf der sie sich nun befand. Eine kolossale Frau beugte sich über sie und raunzte sie böse an, was so ein junges Ding hier suchte und sich derart zu betrinken, um ihr dann auch noch das Lokal vollzukotzen?

Rosabell zog sich zusammen wie eine Schnecke. Ihre Spezialität! Aufs Unsichtbarwerden verstand sie sich ja. Natürlich flossen erneut Tränen. Sie hatte fürchterliche Kopfschmerzen, und ihr war dermaßen schlecht, dass sie sich wünschte zu sterben.

»Trink das!«, forderte eine tiefe Stimme. Eine Hand hielt ihr ein Glas hin. Rosabell schauderte. »Los, nun mach schon, rein damit!« Ungeduldig klang das.

Sie schluckte gehorsam ein scheußlich schmeckendes, bitteres Zeug. Langsam richtete sie sich von der Couch auf. Die Welt schien sich - ebenso wie ihr Magen - zu drehen. Verschwommen nahm sie die Frau vor sich wahr. Himmel, wo war sie nur gelandet?

Die dunkle Stimme, die nun eigentlich ganz angenehm klang, fragte nach ihrem Namen, Alter und Adresse. Zögerlich gab sie Antwort. Sie glaubte eine merkwürdige Reaktion - Erstarren? Erschrecken? - bei der Frau zu erkennen. Kurz darauf saß sie im Taxi.



Ein wunderschöner Morgen dämmerte herauf, die verbliebene Nässe glitzerte in den ersten Sonnenstrahlen. Rosabell schlich durchs schlafende Haus. Dieses Mal war sie froh, dass niemand ihre Abwesenheit bemerkt hatte. Sie schlief so gut wie lange nicht mehr.

Mittags wurde sie von ihrer Mutter geweckt. Rosabell schwante Fürchterliches, denn so etwas war noch nie vorgekommen. Wenn sie verschlief, kam höchstens Rita, das Hausmädchen. Außerdem hatte sie mörderische Kopfschmerzen. Mutter Alma befahl ihr, sich zu beeilen und ins Wohnzimmer zu kommen.

Bekommen, mit etwas zittrigen Beinen, betrat sie den Raum. Und, oh Gott, da saß diese Person, bei der sie nächstens gelandet war. Die wollte sicher Schadensersatz für die Sauelei, die sie in ihrer Bar angerichtet hatte. Vor Verlegenheit versank sie in einem altmodischen Knicks vor dieser großen, stattlichen Figur, auf deren Kopf ein apartes, schwarzes Wagenrad thronte und deren mächtiger Körper, eingezwängt in einem knappen, schwarzen Kostüm, irgendwie einer starren Kleiderpuppe glich. Die Kleidung schien ihr auf den Leib geschmiedet zu sein. Traumhaft geformte schlanke Beine trugen diesen Koloss. Silbergraue Löckchen umrahmten ein schönes, fast faltenfreies Gesicht. Zwischen knallrot geschminkten Lippen hing eine dicke Zigarre. Große, dunkle Augen fixierten ihre Umgebung. Eine elegant beringte Hand, die lackierten Nägel im gleichen Rot wie ihr Mund, nahm die Zigarre und eine tiefe, warme Stimme bat Rosabell, sich zu setzen und das alberne Geknickse zu lassen. Mutter Alma wies sie an, einen Tee zu servieren. Zum ersten Mal zögerte Rosabell. Die barsche Stimme des Vaters befahl sie in die Küche.

»Du bleibst hier«, sagte Emma leise.

Rosabell wand sich vor Verlegenheit. Mutter und Vater zischten unisono, sie solle tun, was man ihr auftrag.

»Könnt ihr das Personal nicht mehr bezahlen? Oder warum muss das Kind derlei Arbeiten machen? Tust du endlich auch mal was, Alma? Oder verplemperst du deine Zeit immer noch nur in Schönheitssalons?« Die tiefe Stimme orgelte durch das

Wohnzimmer. Der Zigarrenrauch gab lustige Wölkchen und den Geruch dazu.

Rosabell erschien sie schöner als jede Kirchenmusik. Sie war völlig verstört wegen der Vertrautheit zwischen ihren Eltern und dieser merkwürdigen Person.

Emma zog Rosabell zu sich, sah ihr tief in die Augen und meinte, es sei richtig gewesen, ihr den Namen Rosabell zu geben, sie sei wie eine Sennerose. Die Stimme hatte inzwischen himmlische Töne in ihren Ohren angenommen.

Roberts höhnischer Zwischenruf holte sie zurück. »Sennerose, diese rollende, graue Kugel?«, johlte er. »Die sieht eher aus wie eine Runkelrübe!«

Rosabell floh in ihr Zimmer, hielt sich die Ohren zu und warf sich wie üblich weinend aufs Bett. Sie bemerkte erst, als die Matratze beträchtlich einsank, dass da jemand neben ihr saß.

»Heul nicht!«, verlangte die schöne Stimme nun energisch. »Du tust ihnen mehr Ehre an, als sie verdienen!« In Zukunft werde sie das Heft in die Hand nehmen und ihr zeigen, wie man diesen Kleingeistern beikomme. »Und nun Schluss, morgen kommst du mich besuchen. Ich erwarte dich in der Früh.« Und weg war sie.

Das hab ich geträumt, dachte Rosabell. Wer war diese Frau? Warum ließen ihre Eltern sich von ihr herumkommandieren? Sie hatte deren Wut genau gespürt. War sie nachts wirklich in einer Kneipe gewesen? Und hatte die Frau ihren Eltern davon erzählt? Sie war völlig verwirrt.

Nie und nimmer würden ihre Eltern sie gehen lassen. Wo wohnte diese Emma eigentlich? Über der Kneipe? Woher kam die so plötzlich? Sie hatte noch nie von ihr gehört. Wohl gab es häufig geheimnisvolles Gerede, das sofort unterbrochen wurde, wenn sie dazukam. Sie hatte sich nichts dabei gedacht, weil das ja Alltagsgebaren für sie war.

Aber meine Güte, welch eine Frau! Rosabell wurde aufgeregt vor Neugierde. Sie fiel fast um, als die verärgerten Eltern ihr am nächsten Tag sagten, sie solle Emma besuchen, die eine Tante ihres Vaters sei, was sie nun völlig verwirrte.

Kann schon altersmäßig gar nicht passen, überlegte sie, die sieht ja jünger aus als Vater. Außerdem, eine Kneipenwirtin in unserer Familie? Ein normales Lokal war das bestimmt auch nicht! Da bekam sie bereits die Adresse und fiel ins nächste Staunen: Emma wohnte zwar hier in der Stadt, aber in einem anderen Viertel, als die Kneipe sich befand. Daran erinnerte sie sich.

»Nimm dir ein Taxi!«, kam Vaters Befehl. Und sie solle ein paar Straßen vor Emmas Haus aussteigen. Der Fahrer müsse nicht sehen, wohin sie gehe! Hoffentlich bekäme sie das wenigstens hin. Ihm sei ohnehin lieber gewesen, Robert sei eingeladen worden. »Bestell ihr, falls sie dich wiedersehen will, dass er dich beim nächsten Besuch begleiten wird.« Mit diesen Worten drehte er sich brüsk um und verließ sie.

Rosabell stand wie versteinert. So lange hatte der Vater noch nie mit ihr gesprochen. Was sollte das alles bedeuten? Nächster Besuch? Und wieso respektierte er Emmas Wunsch? Es wurde abenteuerlich. Sie fühlte es überall kribbeln und Angst überkam sie.

Der Taxifahrer verlangte eine utopische Summe von ihr, das merkte sogar sie, trotz ihrer Unerfahrenheit. Als sie monierte, verstand der Kerl plötzlich kein Wort Deutsch. Als sie eine Quittung verlangte, war er auf einmal auch noch taub. Sie stieg niedergeschlagen aus, sie wusste, sie würde mit Vater abrechnen müssen, weil er diese Art Ausgaben selbstverständlich von der Steuer absetzte. Und natürlich würde er glauben, sie habe eine Stadtrundfahrt gemacht, weil sie, so viel war klar, selbst zum Taxifahren zu blöde war.

Sie suchte die Hausnummern ab. Eine schöne gepflegte Straße mit ebensolchen Häusern sah sie. Nicht ganz so luxuriös wie bei ihr daheim, aber recht beachtlich. Ihre Schritte wurden immer langsamer. Sie schaute an der Fassade hoch, sah, wie einladend sie wirkte mit den kleinen Balkonen und Spalieren von Rosen und Efeu. Alles sehr ordentlich und doch viel heimeliger als bei ihr zu Hause. Dennoch – was sollte sie hier? Vielleicht war die gefühlte Sympathie der Tante ihr gegenüber nur ein Hirngespinnst und sie landete in einem

neuen Chaos. Schließlich war Emma Vaters Tante. Sie hatte allerlei über Gene gehört und gelesen.

Ich sollte abhauen, dachte sie. Außerdem schämte sie sich ihres nächtlichen Zustandes. Aber da stand sie schon vor der schön gearbeiteten Haustür und ein ältliches, hageres, farbloses Wesen öffnete ihr die Tür und zeigte mürrisch über die Schulter, wohin sie sich bewegen sollte.

Tante Emma lag halb sitzend, angetan mit einem schwarzen, golddurchwirkten Walle-Walle-Kaftan und dazu passenden bestickten Pantöffelchen, auf einem Diwan. Die unvermeidliche qualmende Zigarre vor sich im Aschenbecher, den sie auf ihrem Bauch balancierte.

Ein Wunder, dass sie den über dem Gebirge ihrer Brust hinweg sieht, geschweige denn trifft, schoss Rosabell ganz unpassend durch den Kopf.

»Komm, Kind, umarme mich«, drängte sie.

Rosabell stolperte zu ihr, umging den gefährlichen Ascher und fiel dann rückwärts in einen Sessel. Sie war wie erstarrt, wagte nicht, sich in dem geschmackvoll ausgestatteten Raum umzusehen, dessen Haupteinrichtung aus überquellenden Bücherregalen bestand. Sie sah krampfhaft zu Boden, zupfte an ihren Jeans herum, bis die Tante sagte, die Schlabberhosen könnten doch wohl kaum zu eng sein. Ertappt schossen ihr Tränen in die Augen.

»Kein Grund zum Heulen! Nimm dir Gebäck und Tee und erzähl von dir!«

Ja, du lieber Gott, was sollte sie erzählen? Das tat sie nie! Schon gar nicht fremden Personen, die womöglich Spitzel ihrer Eltern waren! Außerdem hätte sie sich viel lieber von dieser Frau erzählen lassen. Interessant war die und sah immer noch schön aus, trotz ihres mächtigen Körpers und ihres Alters. Dick war sie eigentlich nicht, verfügte nur über einen mordsmäßigen Busen und war so groß wie alle Hagens - na ja, außer ihr selbst.

Wie alt konnte sie sein? Tante ihres Vaters? Der war achtundvierzig, also uralte, dann bewegte die da sich ja wohl um die siebzig herum. Nein, das konnte nicht sein, die sah jünger

aus als Vater. Sie quetschte eine Entschuldigung wegen ihres nächtlichen Auftritts heraus.

»Setz dich gerade hin, Rosabell, den Kopf hoch! Du hängst da wie ein nasser Sack. Und nuschle nicht. So zeigt sich keine selbstbewusste Frau!«, hörte sie Emma ihre übliche Haltung kritisieren.

Oh nein, dachte Rosabell, ich habe es gewusst, sie wollen aus irgendeinem Grund meine Erziehung nachholen. Aber nicht mit mir. Sie stand auf, um zu gehen.

»Setz dich wieder hin! Ich wette, das war deine erste Revolte in jener Nacht. Na ja, ein guter Anfang. Nur mit dem Alkohol solltest du besser aufpassen!«

Ja, so begann es.

Zu Hause wurde ihr endlich die Aufmerksamkeit zuteil, die sie sich stets gewünscht hatte: Sie wurde mit neugierigen Fragen bombardiert. Seltsamerweise war sie darüber nicht dankbar, sprudelte nicht über, sondern fiel verschreckt in ein verstocktes Schweigen.

Ihre Mutter, in Designerjeans und wie üblich nach dem Dernier Cri gekleidet, lehnte mit einem angeekelten Gesichtsausdruck im Sessel. Der Vater stand mit dem Rücken zu ihr am Fenster.

»Was erwartest du von so einer Runkelrübe, Mutter!« Das war ihr Bruder!

Sie floh aus dem Zimmer, froh, dass Robert dieser Name nicht viel früher eingefallen war. Es war schon schlimm genug, wenn er vor seinen Freunden ein Grunzen demonstrierte, die Jungs fragte, ob sie mit einem Schweinchen spielen wollten.

Dieses Mal weinte sie nicht. Sie wusste nur nicht, wie sie den Eltern beibringen sollte, dass sie am nächsten Nachmittag wieder bei Emma eingeladen war. Obwohl »hinbefehlender bessere Ausdruck dafür wäre, überlegte sie.

Sie schlief wunderbar. Beim Frühstück erfuhr sie, dass Emma sich telefonisch gemeldet hatte und sie keinesfalls wünsche,

dass Robert jun. seine Schwester begleite. Welch ein Segen, dachte Rosabell und schlug ehrfürchtig die Augen nieder.

Emma befahl einzukaufen. »Shoppen heißt das ja heutzutage. Na ja, meinetwegen, solange etwas Schönes dabei rauskommt! Jedenfalls musst du aus diesen Schlabberklamotten raus! Außerdem einen guten Friseur an deine Haare lassen! Und geh endlich gerade, verdammt!«

Emma wuselte ihr durchs Haar und gab ihr einen leichten Klaps auf den Rücken, wobei ihre tiefe Stimme gluckste und kicherte. Sie schien sich zu amüsieren, als hecke sie einen Streich aus.

Meine Güte, dachte Rosabell, wie wohl man sich fühlt, wenn sie spricht. Wenn sie nur diese stinkenden Besen nicht dauernd im Mund haben wollte. Die ›stinkenden Besen‹ waren Begleitung in allen Geschäften. Rosabell sah sehr wohl das irritierte Naserümpfen einiger Verkäufer. Trotzdem wurde Emma immer ein bequemer Stuhl hingestellt und dazu ein Aschenbecher. Überhaupt wurde sie mit einer spannungsgeladenen Neugierde hofiert, wie eine etwas exotische Königin. Emma grunzte zufrieden, ihr ausdrucksloses Gesicht verschwand hinter dicken Rauchwolken.

Rosabell ließ alles über sich ergehen, dunkle streckende Hosen und Röcke, flotte Oberteile – nur die hohen Absätze, die sie in Zukunft tragen sollte, verursachten ihr physische wie psychische Schmerzen.

»Da musst du jetzt durch!«, beharrte Emma. Sie sei nun mal etwas kurz geraten, aber so was lasse sich ja kaschieren. Ihre Figur jedenfalls sei gut und ihr Gesicht das eines Engels, hörte Rosabell zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie solle nur ihre Haltung nicht vergessen.

In ihr machte sich ein großes Staunen breit. Sie zerfloss vor Dankbarkeit, darum versuchte sie, ihrer Tante den Gefallen zu tun, vorsichtig mit starrem Rücken zu gehen, knickte um und – sie zählte nicht wie oft – prompt lag sie der Länge nach im Laden.

Wieder schossen ihr Tränen in die Augen. Sie wusste, sie

würde sich einmal mehr lächerlich machen. Sie hörte förmlich Roberts höhnische Worte.

»Das Heulen solltest du dir schnellstens abgewöhnen! Du müsstest eigentlich inzwischen abgehärtet sein. Zeig der Welt endlich die Zähne!«

Emmas anscheinende Kenntnisse ihrer Gefühle trugen nicht zu ihrer Beruhigung bei. Zähne zeigen! Schön und gut! Nur, wie sollte das gehen?

»Ganz ruhig, Kind, wir kriegen das schon hin!« Emma nickte Rosabell aufmunternd zu und tätschelte ihren Arm.

Na, wenn die das sagt, dachte sie. War aber nicht überzeugt. Auch nicht, als Emma in allen Geschäften die Rechnung an ihre Eltern schicken ließ.

»Jesus, Maria«, flüsterte sie beklommen, »Jesus, Maria und Josef!« - und dann sehr passend - »Oh, Scheiße, Scheiße, das gibt Ärger!«

Emma ignorierte ihren Ausbruch. »Ich werde versuchen, dich täglich zu sehen. Ab und zu hab ich allerdings tagsüber in meiner Bar zu tun, dann kann ich dich nicht treffen«, sagte Emma ungerührt.

»Ich könnte ja da hinkommen«, meinte Rosabell mutig, der diese Gesellschaft - möglicher Verrat von Emma hin oder her - jedenfalls lieber war als die ihrer Familie.

Emma machte ihr unmissverständlich klar, dass es ganz gut gewesen sei, dass sie damals in der Bar aufgetaucht war, aber in Zukunft wünsche sie Rosabell dort nie mehr zu sehen.

»Ach, und warum nicht?«, wagte sie zu fragen.

Emma sah sie mit einem rätselhaften Blick an. »Ich will es nicht, das muss genügen!«

Also auch hier wurde sie ausgeschlossen. Sie wusste es, irgendetwas war oberfaul! Der Laden war ein Puff, ganz eindeutig! Als sei sie nicht aufgeklärt. So doof war sie schließlich nicht. Es gab ja Bücher und Fernsehen! Wenn die wüsste, was sie sich da alles ansah! Schlimmer würde es in der Kneipe bestimmt nicht zugehen!

Trotzdem schauderte sie bei dem Gedanken, dort einfach so reingegangen zu sein. Und dieser Typ, der sie ständig

hatte betatschen wollen, kam ihr schemenhaft in Erinnerung. Sie schüttelte sich.

Emma weckte sie aus ihrem Gedankenflug. Nochmals war ein Einkauf angesagt. Danach war Rosabell weggelaufen, sie hatte endgültig alles verdorben. Emma hatte sie in die obere Etage eines mondänen Kaufhauses schleppen wollen.

»Du kannst sicher Abendgarderobe gebrauchen!«, kam in Emmas üblichem Kommandoton.

Rosabell hatte genickt, verneint, genickt. Verwirrt über diese neue Attacke. Wozu sollte Abendgarderobe gut sein? Sie besaß ein Cocktailkleid, in dem wurde sie bei offiziellen Anlässen vorgezeigt, um anschließend doch nur wieder in die Ecke gestellt zu werden.

Und dann passierte es. Irgendwo zwischen den Etagen, blieb der Fahrstuhl hängen und das Licht erlosch. Rosabell kauerte panisch auf dem Boden, zitternd die Arme über den Kopf geschlungen. Sie schrie, schrie, schrie, bis ihre Stimme versagte.

Verschwommen hatte sie Emmas Stimme wahrgenommen, in ihr hochrotes Gesicht geschaut und bemerkt, dass der Fahrstuhl unten war. Die Türen waren geöffnet. Sie war hinausgestürmt. Wie sie heimgekommen war, wusste sie nicht.

Wieder lag sie heulend auf ihrem Bett. Sie zitterte am ganzen Körper. Es gab nur eine Änderung: Ihr Bruder hatte hereingeschaut und tatsächlich gefragt, was ihr fehle! Sie antwortete nicht, darum gab er seinen lümmelnden Türposten bald auf.

»Was habt ihr nur mit dem Kind gemacht? Was habt ihr dem Kind angetan?«, vernahm Rosabell nach Stunden unruhigen Schlafes Emmas Stimme. Dann die ärgerliche Entgegnung des Vaters, man habe gar nichts mit ihr gemacht.

Oh ja, dachte Rosabell schlaftrunken, das stimmt, und wie das stimmt!

Die Stimmen entfernten sich, dennoch hörte sie, dass ein handfester Streit im Gange war. Irgendwie begriff sie, dass er ihretwegen entbrannt war. Was sollte sie machen? Sich



verstecken? In ihrem Bett bleiben, bis es jemandem einfiel, doch mal nach ihr sehen zu müssen? Fernsehen und diese endlos öden Filmchen konsumieren? Allmählich wurde selbst sie kritischer.

Sie gab sich einen Ruck. Was hatte Emma gepredigt? Selbstbewusste Frauen handeln anders! Jawohl! Also würde sie es wenigstens versuchen!

Es war merkwürdig, die ganze Familie schien wie ausgewechselt. Selbst Robert Hagen sen., der Reserviertheit als Wappenschild trug, zeigte eine Freundlichkeit, die Rosabell unheimlich war. Und ihr Zwilling foppte sie allenfalls freundschaftlich, was sie nur noch mehr erschreckte. Honigsüß hatte Mutter Alma gefragt, ob sie mehr Geld brauche, um shoppen zu können. Und ob sie schon mal in Emmas Kneipe gewesen sei? Wie es dort zugehe? Und bei ihr zu Hause? Alles bestimmt total skandalös!

»Los, rede doch!«

Rosabell schüttelte Almas Arm ab. So viel Interesse empfand Rosabell als Bedrohung. Sie war vor Angst erstarrt und schwieg beharrlich. Wieder war es ihr Bruder Robert, der sie in die Realität zurückholte.

»Sie ist und bleibt eine dusselige Kuh. Guter Name: Runkelrübe! Passt hundertprozentig zu ihr, hätte mir eher einfallen können!«

Sie lief in ihr Zimmer. Was tat sie? Sie heulte! Bis sie plötzlich Emmas Stimme zu hören glaubte. Sie gäbe allen recht, wenn sie sich so aufführte. Vieles könne man selbst beeinflussen. Und dann ganz deutlich: »Heb deinen Hintern hoch! Mach was!«

Jawohl, genau das würde sie nun tun. Make-up auftragen, so gut sie konnte, Klamotten an, nur die Schuhe sah sie ein wenig skeptisch an. Sie würde üben müssen. Nun musste es erst mal so gehen. Ihre Haare umschmeichelten ihr Gesicht in losen Locken. Toll sah die Blondierung aus. So eierte sie vorsichtig die Treppe hinunter und erlebte den ersten Triumph ihres Lebens: Ihren Familienliebsten standen buchstäblich die Münder offen!

»Wow«, war das Einzige was sie vernahm. Es kam ausgerechnet von ihrem Bruder.

Emma hatte darauf bestanden, dass sie wieder zur Schule ging. Rosabell jubelte innerlich, obwohl die fremden Menschen in ihrer neuen Umgebung ihr Angst machten. Die Situation war ungewohnt, wie einst auf dem Internat. Man mochte sie, oder vielmehr, sie wurde toleriert, nicht mehr einfach ausgegrenzt oder gehänselt.

Rosabell reagierte erschrocken. Wann würden die Schmerzen zurückkommen? Aber sie lernte mit Freude. Dennoch konnte sie keine Freundschaften schließen. Die Furcht vor den Menschen war allgegenwärtig. Ein tiefes Misstrauen war stets vorhanden, zumal sie glaubte, das Interesse gälte nicht ihr, sondern dem Geld ihrer Familie, oder noch interessanter: ihrer Tante Emma ...

Die Fragen, offen, manchmal auch indiskret verletzend, zielten immer darauf hinaus, was in Emmas Kneipe geschähe. Ob man vielleicht mal gemeinsam dort hingehen könne, oder ob man da nicht einfach so hineinkönne, wobei die Schüpfirigkeit der Mädchen seltsamerweise größer war als die der Jungen.

Sogar ihr Bruder stellte Fragen und erhielt ebenso wie alle anderen keine Antwort. Was hätte sie denn sagen sollen? Sie wusste nichts. Nur, dass ihre Tante eine gewisse anrühige Berühmtheit war.

Sie begann ihre Umwelt klarer zu sehen. Sie begriff, dass ihre Eltern selbst Robert gleichgültig gegenüberstanden. Diese zwei Egozentriker brauchten nur sich, erkannte sie plötzlich. Sie wären ohne Kinder vermutlich viel glücklicher gewesen. Sie liebten einander, oder was sie darunter verstanden, wegen ihrer verblüffenden Ähnlichkeit. Hätten sich ohne Kinder wahrscheinlich noch mehr einander zugewandt, noch mehr Vergnügungen nachrennen können. Menschen manipulieren, nur jene neben sich haben, die ihnen nützten oder schmeichelten. Rosabell erfasste, dass Vater und Mutter ihren Ehrgeiz im Geschäftsleben befriedigten, um ihren Erfolg mit anderen Erfolgreichen zu messen, nur um sagen zu können: Wir sind

besser! So konnten sie den Mittellosen, den Versagern ihr Resultat unter die Nase halten. Ätsch! So zeigte man ihnen darüber hinaus, mit wem man verkehren musste, wenn man nicht so gut war wie sie. Politiker erkannte man an, soweit man sie brauchte und die sich missbrauchen ließen.

Robert hatte es nur durch seine stürmische, ignorante, unempfindliche Art geschafft, ein wenig zu ihnen vorzudringen. Und er hatte mit kindlicher Raffinesse alles ausgespielt, was ihm zur Verfügung stand. Ob er deshalb glücklicher war? Rosabell wusste es nicht, wagte jedoch nicht, danach zu fragen. Er hätte ihr ohnehin nur die kalte Schulter gezeigt oder sie verhöhnt.

So besuchte sie die Schule und alles sah normal aus. Irgendwie fühlte sie sich erleichtert, als Robert nach dem Abitur die Schule verließ. Er hatte ja keine Jahre verloren wie sie. Nun glaubte sie, allein auf sich gestellt, ähnlich wie seinerzeit im Internat, fühle sie sich befreit, ja beflügelt. Aber so war es nicht.

Robert zog in eine andere Stadt, um Wirtschaftswissenschaften zu studieren, er wollte später in Vaters Import-Export-Geschäft einsteigen.

Sie verlor das Interesse am Lehrstoff, igelte sich ein, wenn nicht gerade Emma sie aus ihrem Zimmer befahl und mitnahm. Die Eltern schienen wie üblich nichts zu merken. In ihrer Einsamkeit war Roberts Anwesenheit offenbar besser gewesen als diese Leere.

So hätte es ewig weitergehen können. Ihre schulischen Leistungen waren mittelmäßig, ihr Interesse am Leben noch mäßiger. Emmas Beistand half ihr, ja. Doch sobald sie allein war, fiel die ganze Pracht in sich zusammen und sie war wieder ein kleines Bündel Nichts.

Eines Tages fiel Robert mit einer ganzen Horde Kommilitonen ein. Die Eltern hatten auf seine Frage gleichgültig zugestimmt, wollten nur wissen, aus welchem Haus seine Freunde stammten und welcher Hintergrund ihnen die Zukunft sichern würde. Die Antwort war wunschgemäß. Und so verwandelte

sich das Haus Hagen zum ersten Mal in einen echten fröhlichen Festplatz.

Rosabell war völlig überrascht, als sie von ihrem Bruder sehr höflich vorgestellt wurde. Auch über die Sympathie, die ihr von den drei fremden jungen Männern entgegengebracht wurde. Die Mädchen blieben verwischte Gesichter.

Sie merkte sich nicht einmal die Namen, so verwirrt war sie. Nur von dem einen war sie angetan, der so zurückhaltend aufstand und sie mit seinem Charme einhüllte. In dessen Gebaren sah sie Verständnis. Schwarze Haare, dunkler Teint und dann diese leuchtend blauen Augen! Kilian Holm. Welche Elektrizität! So stellte sie sich frühere Eroberer oder Freibeuter vor. Den wollte, den musste sie haben!

Mit jeder Faser ihres Körpers spürte sie Verlangen und Kampfgeist. Sie war erwacht!

Die erfahrene Tante Emma warnte: »Halt dich von ihm fern. Das ist ein Mann für viele Frauen.«

Rosabell lachte verschämt und meinte, sie wolle doch nichts von ihm.

»Na, dann ist's ja gut«, antwortete Emma skeptisch.

Rosabell konnte sich nicht vorstellen, dass ein so toll aussehender Mann, mit dieser Wahnsinnsausstrahlung, überhaupt etwas mit ihr zu tun haben wollte. Also würde sie ihn dort hinlenken müssen, wohin sie ihn haben wollte. Sie entwickelte Raffinesse. Tatsächlich lud er sie immer wieder ein. Zu ihrem Ärger stieß ihr Robert in die Rippen und lästerte: »Da staunst du selber, du alte Runkelrübe.« Natürlich foppte er sie, wenn Kilian dabei war, und freute sich, wenn sie über und über rot übergossen dastand.

Sie dachte zum ersten Mal realistisch über Rache nach. In all den Jahren war der Rachegedanke ein Fantasiegespinnst. Sie hatte still vor sich hin gelitten, Schmerzen gegen sich selbst gekehrt, aber nun stieg ein böser Hass in ihr hoch. Langsam nährte sie das Flämmchen und Emma sah es mit Genugtuung.

Endlich, dachte sie, endlich! Selbst wenn dieser Filou Kilian der Auslöser dafür war, so war er im rechten Moment ge-

kommen. Das Kind sollte endlich leben! Sie musste nur aufpassen und rechtzeitig eingreifen, wenn der Kerl Rosabell zu nahe kam. Emma verließ sich auf ihre Erfahrung. Schließlich durfte nicht noch so ein elender Tunichtgut sein Werk machen können. Rosabell hingegen war schon verloren, wenn sie das Abenteurergesicht nur von Weitem sah. Es verfolgte sie bis in ihre Träume.

Die Eltern waren, wenn überhaupt, nur vage interessiert. Als sie hörten, dass Kilians Vater im diplomatischen Dienst in irgendeinen Bananenstaat geschickt worden war, erlosch ihr Interesse. Sie würden jedenfalls nicht kompromittiert, wenn Rosabell mit ihm herumzog. Er war gesellschaftlich zumindest akzeptabel. Sie wünschten nur keinen Skandal. So groß war ihr Anspruch ja nicht, das konnten sie ja wohl von ihrem Kind erwarten. Vermögen musste er nicht mitbringen, das hatten sie selber, wenn er sie bloß bald von diesem lästigen Wesen befreite. Weiter waren sie nicht in der Lage zu denken.

Aber dann war Rosabell abgehauen, einfach durchgebrannt mit diesem Schnösel. Man hätte das ja kommen sehen müssen. Seine Eltern waren doch schon etwas obskur. Zur Beruhigung wurde erst einmal ein Drink genommen. Solange die beiden irgendwo in der Welt herumzigeunerten, war hier am Ort ja nichts zu befürchten! Man konnte den Leuten ja erzählen, das Kind mache einen ausgedehnten Urlaub. Vielleicht in diese dubiose Bananenrepublik! Sie beruhigten sich gegenseitig.

Emma war außer sich über das Verhalten der Hagens und über Rosabell. Sie wusste, dass Rosabell sich endlich die Liebe holen wollte, die sie ihr Leben lang vermisst hatte. Und sie wusste: Das würde schiefgehen. Sie verkrampfte sich vor Mitleid, als sie an ihre eigene Jugend dachte.